

## „Soziale Distanz“ und die Nähe Gottes

### Lesepredigt am Sonntag Misericordias Domini 26. April 2020

gehalten von Pfarrer Dr. Hans-Peter Hasse als Predigt in zwei Gottesdiensten in der Bethlehemkirche.

Besondere Situation: Begrenzung der Teilnehmer auf maximal 15 Gottesdienstbesucher.

Eine Vorgabe ist auch, dass die Gottesdienstzeit auf maximal 40 Minuten begrenzt ist, so dass die Predigt kürzer ist als im Normalfall.

Predigttext: Matthäus 18, 19 f.

Liebe Gemeinde,

als Predigttext habe ich für diesen Sonntag eine Bibelstelle ausgewählt, die mir in diesen Tagen immer wieder einfällt, sie verfolgt mich geradezu – in einem positiven Sinn. Wir erleben ja im Moment physische Distanz zu vielen Menschen, die uns eigentlich „nahe“ sind. Ja, meine Nächsten, meine Eltern, Kinder und Enkelkinder habe ich schon seit Wochen nicht mehr gesehen. Das schmerzt. Da fehlt etwas – kein Skype und kein Telefon kann den lebendigen Kontakt mit den Nächsten ersetzen. Es braucht die Umarmung, den Händedruck, die Berührung.

Wir erleben physische Distanz zu Menschen, die uns nahe sind.

Wie ist es mit der Distanz zu Gott und zu Jesus Christus?

Von Jesus hören wir heute ein Wort, da geht es um das Beten in Gemeinschaft.

Im Matthäusevangelium im 18. Kapitel sagt uns Jesus Christus:

„Wahrlich, ich sage euch: Wenn zwei unter euch eins werden auf Erden, worum sie bitten wollen, so soll es ihnen widerfahren von meinem Vater im Himmel. Denn wo zwei oder drei versammelt sind in meinem Namen, da bin ich mitten unter ihnen.“

Der Herr segne an uns sein Wort, Amen.

Für mich gehört diese Bibelwort zum Besten und Schönsten, was in der Bibel steht.

Denn es bedeutet: Jesus Christus ist anwesend nicht nur in den großen Festgottesdiensten, wenn sich viele Christen versammeln, sondern er ist auch anwesend in der kleinsten Gemeinschaft, wenn zwei oder drei Menschen im Namen Jesu Christi beieinander sind. Wenn sie gemeinsam beten, wird ihr Gebet von Gott gehört. Jesus ist „mitten unter ihnen“.

Das ist tröstlich, gerade wenn wir es im Moment erleben, dass sich Menschen nur in einem sehr kleinen Rahmen treffen können.

Das war auch Ostern so.

Normalerweise sind wir es gewöhnt, zum Osterfest große und festliche Gottesdienste zu feiern in einer großen Gemeinschaft.

Diesmal war das nicht möglich. Wohl zum ersten Mal in der Geschichte des Christentums.

Trotzdem haben sich Menschen in kleinen und sehr kleinen Gruppen zum Gebet versammelt, auch in unserer Gemeinde.

Ich weiß, dass einige Familien den Ostergottesdienst für sich zu Hause gefeiert haben, zu zweit, zu dritt oder zu viert. Wenige Tage vor Ostern erreichte mich die Bitte aus unserer Gemeinde, ich sollte doch eine kleine Liturgie aufschreiben, wie man das machen kann: Ostergottesdienst als Hausgottesdienst in der Familie.

Das habe ich gern gemacht und mich gefreut an der Vorstellung: dass da am Ostertag in einigen Häusern in Blasewitz, Tolkewitz und Striesen ein Ostergottesdienst gefeiert wird.

In den Kirchen war es nicht möglich, aber zu Hause in den Häusern.

Das sind fast urchristliche Verhältnisse. Denn als es noch keine Kirchen gab (das war so in den ersten drei Jahrhunderten nach Christus), gab es nur kleine Hauskirchen. Auch das Neue Testament berichtet, dass die Jünger Gottesdienst in ihren Häusern Gottesdienst gefeiert haben, in einem ganz kleinen Kreis, und doch wussten sie: wenn wir uns im Namen Jesu versammeln, ist er mitten unter uns. Das hat er uns versprochen!

Ich habe überlegt, warum hat Jesus es so gesagt: „wo **zwei oder drei** versammelt sind in meinem Namen ...“, warum hat er nicht auch an den gedacht, der alleine ist, also nicht: „wo **ein oder zwei oder drei** versammelt sind ...“

Wollte er etwa den, der alleine ist und es damit besonders schwer hat, ausschließen?

Nein, das kann ich mir nicht vorstellen!

Ich denke, in dem **mindestens zwei oder drei** wird etwas Wesentliches über das Kirche-sein ausgesagt. Wir brauchen die Gemeinschaft. Wir brauchen mindestens einen oder noch einen, dass wir eine Gemeinschaft lebendig erfahren. Dass wir gemeinsam beten können. Dass wir neben uns einen Menschen spüren: mit seiner Stimme, mit seinem Atem, mit seiner Wärme.

Ja, es braucht diese Gemeinschaft. Sie ist unverzichtbar.

Und wenn wir heute auch nur Fünfzehn sein dürfen, ist das vergleichsweise immer noch viel. Was aber ungewohnt ist und schwer erträglich, das ist die Distanz zwischen uns: mindestens zwei Meter, sagt die Hygienevorschrift. Und wenn es sogar noch mehr ist, kann das nur gut sein, denn dann hat das Virus keine Chance.

Corona ist stark und ist von Kontinent zu Kontinent gesprungen in kürzester Zeit.

Aber auch für diesen gefährlichen Virus gibt es ein Ende und ein Aus.

Und wir können dazu beitragen, wenn wir uns verantwortungsvoll verhalten und den Abstand einhalten. Nur deshalb sitzen wir hier so auf Distanz in unserer Kirche.

Optisch und vom Gefühl her ist es schwer zu ertragen.

Weil wir zusammengehören. Weil wir die christliche Gemeinschaft leben wollen.

Ist das vereinbar mit der „social distance“, der „sozialen Distanz“, die geradezu ein Schlagwort geworden ist?

Bischof Wolfgang Huber hat kürzlich darauf aufmerksam gemacht, dass der Begriff „soziale Distanz“ falsch ist. Er sagt: „Wir wahren nicht soziale, sondern räumliche Distanz. Wir wahren sie aus Rücksichtnahme, also aus sozialen Gründen.“. Das bedeutet: Unsere sozialen Beziehungen zu anderen Menschen sind durch die räumliche Distanz nicht zerrissen oder gefährdet, sondern sie sollen und müssen erhalten werden, sie müssen gerade jetzt gepflegt und gesucht werden.

Ich habe noch nie so viele Briefe geschrieben wie in dieser Zeit.

Und ich habe auch noch nie so viel telefoniert. (Telekom wird sich freuen!).

Ja, Bischof Huber hat recht: Es besteht nicht soziale, sondern zum Glück nur „räumliche Distanz“, eine Distanz aus sozialer Verantwortung.

Wir sollten auf unsere Sprache achten.

Noch einmal Wolfgang Huber (Zitat): „Gerade in Krisenzeiten ist das Ethos der Sprache unentbehrlich.“

Wenn es also nicht eine soziale, sondern eine räumliche Distanz ist, ist diese räumliche Distanz zu den Nächsten trotzdem schwer auszuhalten.

Darüber sollten wir reden, vielleicht können wir uns so auch untereinander trösten und helfen, damit umzugehen.

Wir brauchen das Gespräch und das Nachdenken über eine solche für uns so noch nie da gewesene Situation: über längere Zeit so auf Distanz zu gehen.

Dieses Thema ist mir begegnet in der Kunst, die ja im Moment sehr kreativ ist. Irgendwann, wenn die Corona-Zeit einmal vorbei ist (und das wird kommen!), dann wird man sehen, was alles in dieser Zeit entstanden ist: an kreativen Ideen, an Kunst und Musik, an Liedern und Bildern.

Ein Beispiel zum Thema „soziale Distanz“ ist mir begegnet bei dem Leipziger Musikproduzenten Til Kolare. Er hatte die Idee, sich einmal berühmte Kunstwerke vorzunehmen und die Bilder so zu verändern, dass er das Abstandsgebot eingeführt hat: die Regeln der „räumlichen Distanz“. Das ist auf den ersten Blick lustig, der Humor ist trotz Corona nicht tot-zukriegen (zum Glück!). Diese Veränderung der Bilder hat aber auch eine ernste Seite und regt damit zum Nachdenken an.

Drei Beispiele von diesen Bildveränderungen, die Til Kolare vorgenommen hat.

Da ist das berühmte Bild von Carl Spitzweg: „Der Sonntagsspaziergang“ (1841).



Fünf Personen gehen an einem Sonntag mitten durch ein Kornfeld. Vielleicht ist es eine Familie, vielleicht auch nicht. Es sieht so aus, als kämen sie von einem Gottesdienst. Denn im Hintergrund ist eine Kirche zu erkennen.

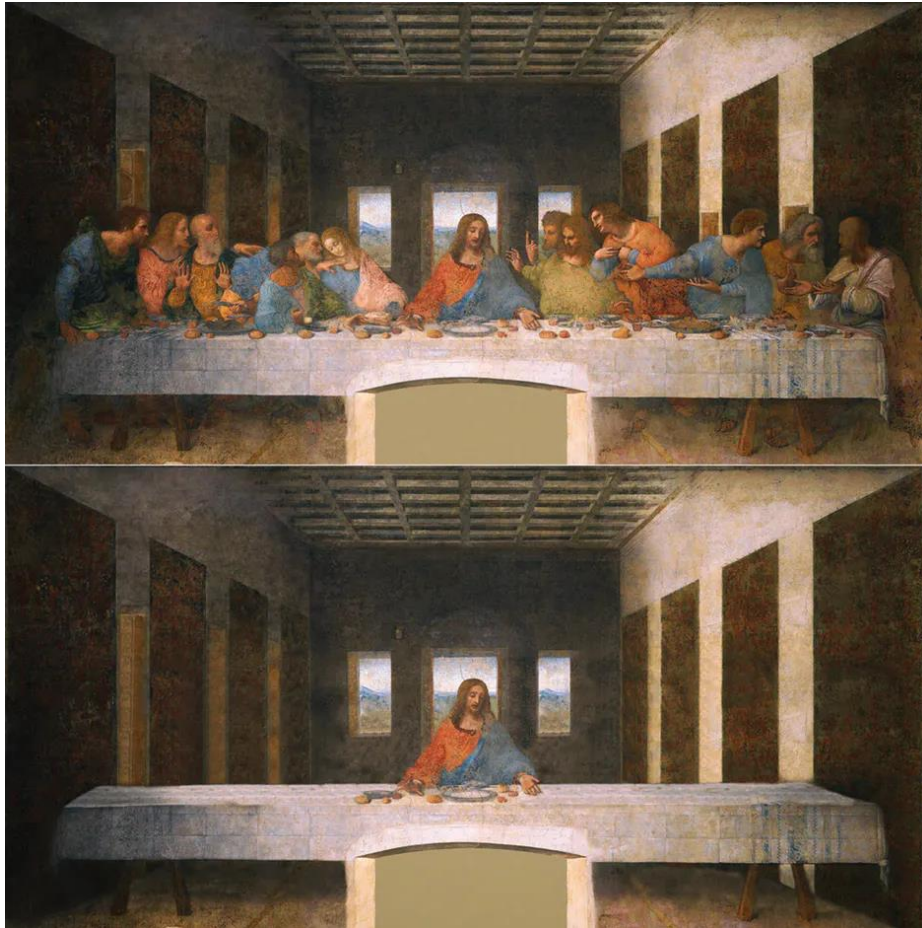
Unter der Einwirkung von Corona sind vier Personen auf dem Bild verschwunden. Der dicke Mann mit dem Zylinder geht allein durch das Kornfeld. Wie traurig sieht das aus im Vergleich mit dem Original.

Das zweite Bild haben wir als Original hier bei uns in Dresden im Albertinum: „Zwei Männer in Betrachtung des Mondes“ (1819/ 1820). Nach der Bearbeitung ist es nur noch *ein* Mann, der da steht. Denn der zweite hat die Abstandsregel von 1,50 Metern nicht eingehalten. Noch dazu legt er seinem Freund die Hand auf die Schulter“, was gar nicht geht! Wie traurig sieht es aus, wenn da nur der Eine steht. Wie schön dagegen die freundschaftliche Verbundenheit im Original.



Beide Bildbearbeitungen machen deutlich, was für ein emotionaler Verlust es ist, wenn hier Menschen aus den Bildern verschwinden. Wenn das Virus sozusagen in die Bildwelt eindringt und dann die Distanzregeln das Bild verändern. Man kann es aber auch positiv sehen: wie wichtig und wie wertvoll ist die Gemeinschaft und die Freundschaft von Menschen.

Das dritte Beispiel ist wohl das berühmteste: „Das Abendmahl“ (1494-1497) von Leonardo da Vinci. Ein Treffen wie hier beim Abendmahl mit 13 Männern bei einem Essen wäre jetzt, unter Corona-Bedingungen, strafbar und das Ordnungsamt würde einschreiten. Von Abstandsregeln keine Spur, im Gegenteil: Die Jünger sitzen dicht beieinander, teilweise berühren sie sich. Deshalb hat der Leipziger Künstler das Bild so bearbeitet, dass nur noch eine Person am Tisch sitzt: Jesus. Für mich ist dieses Bild das traurigste von allen. Gerade weil jeder das Abendmahlsbild von Leonardo kennt und im Kopf hat, weil jeder die Szene vom Abendmahl auf unendlich vielen anderen Bildern schon gesehen hat, erzeugt das einen starken Negativeindruck: dass das Jesus ganz einsam am Tisch sitzt, von allen Jüngern verlassen. Das ist schwer auszuhalten!



Jesus war einsam und verlassen, als er im Garten Gethsemane war und die Jünger geschlafen haben. Beim Abendmahl aber war er mit allen zusammen.

Und für uns heute ist das Abendmahl gerade *das* Zeichen der Gemeinschaft in Jesus Christus, das deutlich macht: wir sind miteinander verbunden durch den Glauben.

Wann werden wir dieses Zeichen im Gottesdienst wieder feiern?

Im Moment können wir uns am Tisch des Herrn nicht versammeln.

Dieser Schmerz und die Einsamkeit des Gastgebers Jesus Christus drückt diese Bildbearbeitung aus – mit einer starken emotionalen Wirkung auf den Betrachter.

Wenn ich Ihnen diese Bildbearbeitungen heute gezeigt habe, dann nicht mit der Absicht, dass es uns ärgern oder verstören soll. Sondern im Gegenteil. Für mich transportieren die Bildveränderungen vor allem den Sinn, wie wichtig für uns als Menschen Gemeinschaft ist: gemeinsam unterwegs zu sein, auch in einem Kornfeld (Spitzweg), oder die Nähe eines Freundes zu suchen, vielleicht sogar bei der Betrachtung des Mondes (C.D. Friedrich), oder im Gottesdienst das Abendmahl zu feiern und in dieser Feier die Gegenwart von Jesus Christus zu erfahren.

Mit dem Virus wird es irgendwann ein Ende haben, das ist ganz sicher.

Der Weg dahin ist aber schwer und hart. Er verlangt Geduld und Solidarität untereinander.

Uns hilft auf diesem Weg das Vertrauen auf Gott, den Herrn des Lebens, der unsere Welt und unser Leben erhalten wird.

Darauf wollen wir vertrauen. Das kann uns helfen.

Und wenn wir nur in einer kleinen Gemeinschaft oder für uns allein beten, dürfen wir uns von dem Versprechen Jesu getragen wissen:

„Wo zwei oder drei versammelt sind in meinem Namen, da bin ich mitten unter ihnen.“  
Amen.